



Foto: Race/Fotolia

WG-Bewohnerinnen: Viele Projekte gemeinschaftlichen Wohnens integrieren Menschen, die üblicherweise wenig Chancen auf dem klassischen Wohnungsmarkt haben.

MITEINANDER LEBEN

Die Frage nach der Zukunft des Wohnens beschäftigt die Kommunen zunehmend. Projekte gemeinschaftlichen Zusammenlebens verbinden Eigennutz mit Gemeinsinn. Sie begegnen Bodenspekulation und Mietenexplosion mit bürgerschaftlicher Selbsthilfe und stärken den sozialen Zusammenhalt in Quartieren.

Der Wohnbedarf ändert sich in dem Maße, wie sich gesellschaftliche und soziale Bedingungen ändern. Berufliche Mobilität wirkt sich massiv auf Wohnbiografien aus. Sie werden unsteter. In Städten mit Wohnraummangel und explodierenden Wohnkosten müssen in jungen Familien beide Elternteile berufstätig sein, um sich mit angemessenem Wohnraum versorgen zu können. Zudem verändert der demografische Wandel die Mechanik des sozialen Zusammenhalts der Gesellschaft. Das System wechselseitigen Beistands der Generationen in Familien funktioniert heute immer weniger, weil junge Menschen aus beruflichen Gründen oft ganz woanders wohnen als ihre Eltern. Zunehmend mehr ältere Menschen können auf kein familiäres Netzwerk zurückgreifen, weil sie keine Kinder haben.

Daher ist es verständlich, dass es Versuche gibt, fehlenden familiären Rückhalt durch andere Netzwerke zu kompensieren. So zum Beispiel mit „wahlverwandtschaftlichen“ Zusammenschlüssen in Projekten des sogenannten gemeinschaftlichen Wohnens. Hier schließen sich Bürger zusammen, um gut nachbarschaftlich zu leben. Sie wohnen in aller Regel als Haushalte in eigenen Wohnungen, die sie in Mehrfamilienhäusern oder Wohnsiedlungen errichten lassen. Dort vernetzen sie sich und geben sich ein Statut, in dem sie festschreiben, was sie unter Gemeinschaft verstehen. In aller Regel ist das ein austariertes Verhältnis von Nähe und Distanz zueinander – verbunden mit dem Entwicklungsversprechen, sich gegenseitig zu unterstützen, wenn dies nötig und möglich ist.

Das Zusammenleben mit Haushalten in ähnlichen Lebensphasen kann sowohl für junge Familien wie auch für ältere Menschen von großer Bedeutung sein. Es fördert die gegenseitige Unterstützungsbereitschaft in typischen Lebenslagen. Ältere sehen in Wohnprojekten zu Recht eine Vorsorge vor drohender Einsamkeit.

INTEGRATION DER „CHANCENLOSEN“

Projekte gemeinschaftlichen Wohnens widmen sich in ihren Quartieren oft mit besonderer Aufmerksamkeit der Wohnumgebung. Sie stellen ihre Gemeinschaftsräume der Nachbarschaft zur Verfügung und engagieren sich in der Quartiersentwicklung. Viele integrieren auch Menschen, die üblicherweise wenig Chancen auf dem klassischen Wohnungsmarkt haben, wie alleinerziehende Elternteile mit ihren Kindern, Menschen mit Behinderungen oder Familien in Wohnungsnot.

Einige Städte wie Freiburg, Tübingen, Hamburg und München nutzen seit Jahren die gemeinschaftsorientierten Wohnkonzepte, um den sozialen Zusammenhalt in Quartieren zu fördern. Weil die Projekte vielerorts geschätzte Partner der Kommunen im Aufbau oder der Ertüchtigung von Stadtvierteln sind, werden ihnen kommunale Grundstücke oft deutlich unter dem maximal erzielbaren Preis im Konzeptverfahren zur Nutzung überlassen.

Projekte gemeinschaftlichen Wohnens haben der Genossenschaftsbewegung neue Impulse gegeben – indem sie selbst kleine Genossenschaften gründeten oder sich als Gruppen ein gemeinsames Unterkommen in traditionellen Wohnungsbau-genossenschaften suchten. Mit dieser Orientierung auf die traditionelle Wirtschaftsform des Wir zeigen sie auf, mit welchen Partnern es auch den Kommunen gelingen kann, „ruhigere“ Schneisen in die scheinbar nicht zu bremsende Entwicklungen in der Wohnungsversorgung zu schlagen.

Josef Bura

DER AUTOR

Dr. Josef Bura ist Erster Vorsitzender der Bundesvereinigung Forum Gemeinschaftliches Wohnen in Hannover (j.bura@fgw-ev.de)